

Eine Nacht in den Sümpfen

Autor(en): **Istrati, Panaït**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1926)**

Heft 8

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760025>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine Nacht in den Sümpfen¹⁾

Von Panait Istrati

Deutsch von L. R. Radermacher

Das Leben Onkel Dimi's und der Seinen war nichts anderes als in Freiheit verkleidete Sklaverei. Die ganzen Früchte ihrer Arbeit wurden von ewigen Schulden an den Staat und den Grundbesitzer verzehrt: ihnen gehörte der schöne Weizen, der beste Mais, die Milch von der Kuh, die Eier von den Hühnern. Für die Bewohner der Hütte blieb eine Wassersuppe, Bohnen und ein « Mamaliga » von schlechter Qualität.

Dieses Leben machte die Menschen böse. Onkel Dimi betrank sich Sonntags und schlug seine Frau, die sich aus Angst vor ihm bei den Nachbarn versteckte. Und jeder Vorwand war ihm willkommen. Es genügte schon, dass sie das Feuer zu langsam anzündete, damit Onkel Dimi mit schweren Fußtritten seine Frau kopfüber in die Asche des Herdes warf. Dann wurde die alte Mutter böse, nahm die « Cobilitza » und versetzte damit ihrem Sohn einige derbe Schläge, die er lachend kassierte.

« Trunkenbold »! . . . Als Du verlobt warst, hing Dir die Zunge ellenlang zum Maul heraus, um das Mädchen zu kriegen, jetzt wo Du sie hast, ist sie bloß noch eine Hündin . . . »

Dann schickte man den kleinen Adrian, die Misshandelte zu holen, die weinend ihre Röcke hochhob und der Schwiegermutter ihre blaugefleckten Schenkel zeigte:

« Ich hätte nie gedacht, dass mein Dimi mich so schlagen würde »! schluchzte sie.

« Was willst Du, mein Kind, Du weißt genau, dass wir arme Leute sind, « geknebelt » . . . Hättest ihn nicht heiraten sollen! Liebe und Armut passen nicht zusammen. Denke daran bei Deinen Kindern! »

Obschon siebzig Jahre alt, tat die gute Alte ihr möglichstes, um die Armut zu erleichtern, die sie ihren Kindern erblich vermacht hatte. Da sie für die harten Feldarbeiten nicht mehr taugte, übernahm sie alle Hausarbeiten: Küche, Wäsche, zog Kind und Vieh auf. Und weil sie auch ein paar Pfennige zusammen kratzen wollte für « ihre Almosen », nutzte sie

¹⁾ Wir bringen diese Erzählung des rumänischen Dichters, der französisch schreibt und sich in der französischen Literatur rasch Heimatrecht erworben hat. Seine Begabung wurde von Romain Rolland zuerst entdeckt. Die deutschen Buchausgaben erscheinen bei Rütten & Loening, Frankfurt a. M. Bis jetzt liegt vor *Kyra Kyralina*, mit einem Vorwort von R. Rolland, im Herbst erscheint *Onkel Angiël*.

jeden freien Augenblick, ihre ganze Erholung aus, um hinter den Schnittern her, Getreideähren zu lesen, Wollflocken zu sammeln, die die Schafe in den Disteln zurücklassen, und Löwenzahn zu pflücken, der am Wegrand wächst. Man rief sie auch, um kranke Kinder zu massieren und zu besprechen. Am Abend bei der gemeinsamen Mahlzeit hielt sie sich für einen überflüssigen Esser und rührte weder Milch noch Eier an, wenn welche auf dem Tisch standen, begnügte sich mit einem bischen Suppe und etwas grüner Kresse in Essig, derselben Kresse, von der die kultivierten Bücher schreiben, dass sie « ein ausgezeichnetes Futter für Schweine und Kaninchen bildet ».

Zweimal wöchentlich, gebeugt unter der Last ihrer « Cobiliza », lief sie die fünf Kilometer weit von der Hütte nach Braïla, sie kam mit dreißig Sous zurück, die sie in ihr Taschentuch geknotet hatte. Aber dieses Geld tat Wunder, denn nach Ablauf von drei bis vier Jahren sah man sie einen Brunnen graben, dort an der Stelle wo die meisten Fuhrleute vorüber kommen, oder aber sie kaufte ein vollständiges Bett für ein armes Mädchen, das heiraten wollte, auch eine Kuh mit ihrem neugeborenen Kalb, die sie für ihr Seelenheil als Almosen verschenkte.

Es kam auch vor, wenn auch nur selten, dass Onkel Dimi den Versteck aufstöberte, wo die arme Frau ihr Geld bewahrte; dann war es schnell um den Brunnen, das Bett und die Kuh geschehen.

Die Seele der armen Nedeléa wurde krank für sechs Monate, und um das « unverzeihliche Wort » nicht aussprechen zu müssen, ging sie blass und elend mit der Hand vor dem Mund herum.

*

Adrian, der kleine Neffe, – der in der Hütte bis zu seinem siebenten Jahr erzogen wurde und später seine Schulferien dort verbrachte, – war Zeuge all dieser Teufeleien des Onkel Dimi's,¹ aber das hinderte ihn nicht daran, ihn zu lieben ...

Übrigens, wenn es auch unglaublich scheint, alle liebten Dimi, angefangen bei seiner verprügelten Frau, seiner bestohlenen Mutter bis zu den Bauern, die ihn zu allen Festlichkeiten und Hochzeiten heranzogen: er war ein unvergleichlicher Arbeiter und spielte die Flöte wie kein Zweiter in der Gegend. Seine Sichel war immer an der Spitze der Schnitter, und seine Flöte bewegte die Ältesten und Traurigsten zum Tanz.

Abgesehen davon war er sympathisch mit seinem brummigen Wesen hinter dem fröhlichen Aussehen, das sein Lachen bezwingen musste,

seinem Zigeunergesicht mit den dichten immer zusammengekniffenen Augenbrauen.

Adrian liebte ihn. Und der Onkel liebte seinen Neffen. Sie waren Kameraden. Manchmal warf der kleine Kumpan dem großen die Brutalitäten gegen seine Frau vor, aber der große antwortete:

«Warte bis Du verheiratet bist, ehe Du redest. Eine Frau ist eine unangenehme Sache»...

«Warum hast du denn geheiratet?»

«Weil das mal so geht, man muss auch das mitgemacht haben. Erst später merkt man, dass man für zwei, vier, zehn arbeiten muss. Dann trinkt man, um zu vergessen und man schlägt, um sich zu rächen.»

Adrian war mit diesen Antworten nicht zufrieden: er kam jedesmal dazwischen, wenn der Onkel seine Frau schlug, denn er wusste genau, dass Dimi in seiner Gegenwart nicht fähig war zu schlagen. Der Bauer liebte den Sohn seiner Schwester mehr als seine eigenen Kinder, er verzieh ihm alle Launen, er begleitete ihn sogar, sein kleines Geschäft zu besorgen, wenn er allein nicht gehen wollte. Die ganze Leidenschaft des Kleinen war es, sich immer in der Nähe seines Onkels aufzuhalten, besonders wenn dieser seine Flinte nahm, um Kramtsvögel zu schießen, die die Weintrauben fraßen, oder aber wenn er anspannte, um in den Sümpfen Schilfrohr zu schneiden.

Ach, wie sollte er je die Nächte in dem weiten Moor, an der Mündung des Sereth vergessen?

Onkel Dimi hatte keine Erlaubnis, Schilfrohr zu schneiden. Der Erlaubnisschein kostete zwanzig Franken im Jahr, das konnte er sich nicht leisten. Deshalb zog er immer am Abend aus, um vor Sonnenaufgang in der nächsten Stadt sein zu können.

Adrian merkte die Abreise an den Vorbereitungen des Nachmittags, man gab den Pferden eine Extraration und ließ sie ausruhen; dann tat man ein großes «Mamaliga» in den Proviantkorb, einige Zwiebeln und Salz. Zum Trinken einen «Plosca» mit Wasser.

Aber der sicherste Beweis, dass zum Schilfrohrschnneiden gefahren wurde, war für Adrian die Bettlerkleidung, die der Onkel überwarf, seine gekräuselte Stirn und sein sorgenvolles Aussehen, denn man wusste nie, wie alles enden würde. Es war ein Diebstahl, man stahl, was man nicht gesät und bearbeitet hatte, und es konnte passieren, dass man sich am Morgen, anstatt auf dem Markt, im Boyarenhof befand, Wagen und Pferd beschlagnahmt. Das Wiehern der Pferde hatte die Aufmerksamkeit des Türken, Hüter der Sümpfe, geweckt.

Eines Abends waren Dimi und Adrian spät weggefahren, um von den Nachbarn nicht bemerkt zu werden. Juninacht, laue Luft, bestirnter Himmel. Der Onkel lenkte, rauchte und schwieg. Während hinter ihm Adrian auf das Geräusch des Windes horchte und kein Wort sagte.

Angekommen im Reich des Schweigens, spannte man die Pferde aus und band sie an den Wagen, mit dem Hafersack um den Kopf. Dann tauchte Dimi, das Messer in der Hand, ins Wasser. Er musste weit vorgehen, bis zu den Knien im Wasser stehen, manchmal sogar bis zum Bauch, denn der Diebstahl war am Ufer zu deutlich sichtbar. Aber der Onkel war stark, tapfer. Um die schönsten Rohre zu erreichen und auf dem Markt vier Franken zu verdienen, schreckte er nicht vor dem Wagnis zurück.

Als er wegging, sagte er zu Adrian:

« Gib acht auf die Pferde . . . wenn sie ungeduldig werden, wirf ihnen noch etwas Hafer hin, besonders dem rechten, das ist ein Mistvieh. Und schlafe nicht ein, Du könntest Dich erkälten. »

Einschlafen, er, Adrian? Es war unsinnig daran zu denken! Er wartete nur bis der Onkel den Rücken gedreht hatte und verschwunden war, um sich als Herr über alles zu fühlen: über die Pferde, den Wagen, das ungeheuer weite Sumpfland, selbst über den Wind, den Himmel mit seinen Sternen « ohne Zahl » wie die Großmutter sagte.

An jenem Abend hatte er, als ahne sein Herz das Unglück, das kommen sollte, keine Lust zu befehlen. Im Wagen stehend folgte er mit den Augen dem Onkel, den Bewegungen des acht Meter hohen Schilfrohres, das der Bauer zur Seite drückte, um sich den Weg zu bahnen; dann blieb er unbeweglich still. Von Zeit zu Zeit flogen Gänse und wilde Enten, erschreckt durch den nächtlichen Besuch, aus dem Schlaf auf und schlugen die Luft mit ihren großen Flügeln. Adrian betrachtete sie voll Rührung im Mondenschein, eine tolle Lust befiehl ihn, ihnen zuzurufen: « Nehmt mich mit Euch. »

Der leichte Wind und das Säuseln des Rohres kitzelten seine Sinne, dass er beinahe kein Gefühl mehr für Ort und Zeit hatte. Er hätte lange so sitzen bleiben können, ohne einen Finger zu bewegen, denn solche Augenblicke gab es nicht in dem bösen Alltagsleben, voll von Schreien und Flüchen. Wenn eine Eule mit ihren Rufen – schlechte Vorbedeutung – die Stille durchdrang, sprang Adrian auf, als sei er eingeschlafen.

Dimi war schon lange weg. Adrian hielt sein Auge jetzt auf die Spitzen der Schilfrohre gerichtet, die sich bei der Rückkehr mehr auseinander biegen mussten wegen der schweren Bündel, die der Onkel mitschleppte.

Die Bewegung ahnte man schon von weitem, dann wurde sie deutlicher, und schließlich von schweren Schlägen rechts und links bestrichen, erschien der Onkel. In dieser Nacht kam er ganz erschöpft von dem ersten Gang zurück, durchnässt bis auf die Brust und stark schwitzend.

«Prr, dieses Mal ist es hart . . .» sagte er, ließ Messer und Bündel fallen. Das Wasser steht hoch, und man hat alles, was bequem zu erreichen war, « geklaut ». Ich muss das Rohr beim Teufel holen gehen! »

Er setzte sich, trocknete sich ab, drehte eine Zigarette. Und sprach wie zu sich selbst: « Ich werde nicht viel zusammen bringen diese Nacht, einen kleinen Wagen voll, von höchstens drei Franken . . . »

Und sich zu Adrian wendend:

« Nun, hast Du keinen Hunger? komm, wir wollen etwas essen. »

Er zerdrückte in der Hand eine Zwiebel, bestreute sie mit Salz und bot seinem Neffen die Hälfte an, als Ersatz für den Braten. Mit dem « Mama-liga » zusammen mundete es ihnen vortrefflich. Sie verzichteten auf den « Plosca ».

« Sind die Pferde ruhig? »

« Ja », antwortete Adrian, « aber das rechte frisst nicht und richtet seine Ohren immer nach dem Wind ».

« Das blöde Vieh! »

Er nahm das Messer und ging zum zweiten « Droum ». « Droum » nennt man den Gang, von dem man zwei Bündel unter dem Arm mitbringt am Abend bei der Rückkehr vom Markt heißt es: « es war eine Ladung von zehn, zwölf oder fünfzehn « Droumouri ».

Und das alles für vier oder fünf Franken, namenlose Ängste und Nöte, wie in dieser Nacht.

Man war beim sechsten « Droum ». Dimi war gerade wieder weggegangen, als ein durchdringendes Wiehern die Stille durchbrach und ihn festhielt. Adrian wurde bis auf das Mark erschüttert: er kannte die Wut seines Onkels, der kam zurück, finster, mit leeren Händen. Mit der Stimme eines guten Vaters sprach er dem Pferd zu:

« Was, guter Gott, ist denn los? Du wirst doch nicht so geschmacklos sein, mir Geschichten zu machen . . . Was fehlt Dir? »

Er versorgte und streichelte es, sagte beim Weggehen zu Adrian:

« Bleib bei ihm, es langweilt sich . . . Lass es nicht aus den Augen. Noch ein paar Bündel, um auf dem Markt nicht ausgelacht zu werden, dann gehen wir. »

Aber kaum im dichten Schilfrohr verschwunden, kam er wieder zurück, das Pferd hatte einen neuen Schrei ausgestoßen.

« Allmächtige Jungfrau, ich reiss Dir die Ohren ab, wenn Du so weitermachst »!

Er warf sich auf das Pferd und versetzte ihm einen Fußtritt gegen den Bauch, der schmerzlich dröhnte. Das arme Pferd fuhr unter dem Schlag zusammen, wandte den Kopf um, um mit seinen guten Augen den anzusehen, der es schlug. Adrian zitterte, als habe er den Fußtritt in die Eingeweide bekommen. Er bat seinen Onkel, das Pferd nicht mehr zu schlagen.

« Spann an! » sagte der Bauer; « es ist nichts zu wollen, es wird uns ver-raten. In Teufelsnamen, das ist eine verpfuschte Nacht! »

Sie machten sich auf den Weg. Es war noch dunkel. Schon bevor sie aus dem Sumpf waren, weigerte sich das störrische Pferd zu ziehen und blieb einfach stehen. Es stampfte an Ort, blähte die Nüstern und hörte auf den Wind. Dimi wurde nachdenklich. Adrian fragte ihn:

« Warum tut es so, Onkel? »

« Es ist ein Hengst und wird in der Nachbarschaft eine Stute gewittert haben. Irgendein Bauer muss mit einer Stute in der Nähe sein. Das endigt bös diese Nacht. »

Onkel Dimi bekreuzte sich dreimal und nahm die Mütze ab: « Möge der Himmel uns vor Unglück bewahren. »

Und er spuckte zur Seite aus: « Ptiu, Dämon, scheer dich in die Einöde. »

Er stieg ab, nahm den Hengst am Zaum und ging so ein Stück Weges; das unglückliche Tier wieherte plötzlich zweimal hintereinander in die Hand seines Herren. Der Mann fühlte unter der Mütze seine Haare zu Berge stehen. Das Blut stieg ihm zu Kopf. Er begann wie ein Blinder drauflos zu schlagen, zuerst mit Fäusten und Füßen, dann mit einem Riemen, den er aus dem Wagen holte. Er riss mitten durch bei der Heftigkeit des Schlages. Das Pferd war wie toll. Sein Kamerad wurde auch ängstlich, und beide liefen in einem furchbaren Tempo los. Von der Straße ab in ein Brachfeld, wo der Onkel sie nicht mehr bändigen konnte. Der Hengst wieherte ununterbrochen und zog den Wagen zu den Sümpfen, während Dimi kämpfte, um sie auf den Weg zu bringen, erschlagen, erschöpft, beinahe zerstampft, die Kleider zerfetzt, die halbe Hose hatte er schon im Lauf verloren.

Da ereignete sich das Furchtbare: Dimi drückte, immer noch laufend, dem Hengst das Messer in den Bauch und blieb dann stehen. Die Schneide durchschnitt den ganzen Bauch, der sich entleerte. Das arme Tier fiel tot zu Boden.

Adrian stieß einen Schrei aus, verlor das Bewusstsein und fiel auf das Schilfrohr. Er erwachte vom Stimmengeräusch.

Schwach beschienen vom ersten Morgengrauen sprach Onkel Dimi mit dem Sumpfwärter, vor der Pferdeleiche, die in einer Blutlache lag, ringsherum die Gedärme.

« Sei gut, Osman », sagte der Onkel, « zeig mich nicht bei Gericht an. Ich hab genug Unglück, Du siehst es! Komm, sei gut, Osman! »

Der Türke, riesengroß, über eine Schulter das Gewehr, über die andere den Proviantbeutel, kupferfarbenes, bärtiges Gesicht, schwarzer, kluger Blick, kreuzte die Arme vor dem Unglück und sagte in einem kaum verständlichen rumänisch:

« Soyem bon ... Non pouvem soyem bon, bré Dimi. Boyard paye, boyard servi! »

« Der Boyard wird nicht ärmer dadurch. »

« Evete Boyard riche, ma' Dieu borgne! »

Dann, einen verstörten Blick auf das entlebte Tier richtend, sprach er die Worte, die das gequälte Herz des Bauern erleichterten:

« Allem partem ... Ma' non parleme! »

Und dem Schauspiel den Rücken zuwendend, entfernte er sich mit schweren Schritten.

Dimi ließ den Gefährten, der ihm so manchen Dienst geleistet, liegen, spannte sich selbst an seiner Stelle ein und nahm den Weg zum Dorf, nachdem er die Bündel weggeworfen hatte.

Der Stern des Hirten strahlte in vollem schimmernden Glanz am Horizont, den die aufgehende Sonne vergoldete, als Adrian sich schwer von seinem besten Kindheitsfreund trennte, – dem schönen « Alezan » mit dem stolzen Schritt, den klugen Augen, dem heißen Blut, der verächtlich die vierräderige Karre hinter sich hergezogen, – und dem Wagen seines Onkels Dimi folgte, wie man einem Leichenwagen folgt. In seiner Verzweiflung lief er nach zwanzig Schritten wieder zu dem Tier am Boden zurück, warf sich über die für immer geschlossenen Augen, küsste sie leidenschaftlich und benetzte mit seinen Tränen den Kopf, den er so oft gestreichelt.

Dann rückwärtsgehend, ließ er den Abstand sich ausdehnen, zwischen sich und der « edelsten Eroberung » des unedlen Menschen. Der Ort des Schreckens verschwand.

Der traurige Zug kam durch ein kleines Brombeerenwäldchen mit Bäumen und Sträuchern. Die Frösche, die Nachtigallen, die Drosseln, die Grillen ließen ihre Hymnen in den schlaftrunkenen Morgen

erschallen. Und die Meise, die Goldamsel, die Wachtel nehmen das Konzert auf, baden in der frischen, reinen Morgenluft, die sie mit fröhlichem Gezwitscher, mit ihrem Lobgesang an den Schöpfer erfüllen.

Im Himmel und auf der Erde ging das Leben wieder seinen Lauf, erhob seinen Gesang, flehte um Glück, während der Mensch den Tod säte und tiefer sank als das Tier.